

gesellschaft. Dieser widmet Steig ein ausführliches Kapitel, in dem er das ganze Treiben in sehr interessanten Auszügen und Abdrücken widerspiegelt. Diese Gesellschaft, die sich alle 14 Tage zum Mittagessen versammelte, stand unter dem Präsidium Adam v. Arnims. Adam Müller war Mitunternehmer. Sie verlangte von ordentlichen Mitgliedern, daß sie der Gesellschaft wohlwollend und angemessen seien. (pag. 22.) „Die Gesellschaft versteht unter dieser Wohlwollendigkeit, daß es ein Mann von Ehre und guten Sitten und in christlicher Religion geboren sei, unter dieser Angemessenheit, daß es kein lederner Philister sei, als welche auf ewige Zeiten daraus verbannt sind.“

Im Zusammenhang mit der Tischgesellschaft entstanden die Berliner Abendblätter. Adam Müllers Anschauungen, die Betonung des christlich-nationalen gegenüber dem französischen und jüdischen Streben suchte nach einem Blatt für sich. Die Regierung Hardenbergs wünschte ein Organ, um Rundgebungen ins Volk gelangen zu lassen. Zu diesen beiden Faktoren gesellten sich aber zwei weitere, der geldkräftige Buchhändler Hitzig, dem es aufs Verdienen, nicht auf die Meinung des in seinem Verlage erscheinenden Blattes ankam, und der geldbedürftige Kleist.

Hardenberg und seine Beamten hatten ein Projekt Adam Müllers für ein Regierungsblatt abschlägig beschieden, die Anschauungen beider Parteien waren zu abweichend, um ohne Einschränkung nebeneinander zu gehen. Wie trotzdem die Abendblätter zustande kamen, hat auch Steig nicht erfahren, wohl aber gibt er (pag. 46) an, Adam Müller habe sich Hardenberg gegenüber im allgemeinen bereit erklärt, die Politik des Kanzlers zu vertreten. Darüber sind sichere Zeugnisse vorhanden; deswegen ließ Hardenberg ihm — der die Redaktion nicht übernehmen sollte — ein Wartegeld von 120 Thalern jährlich auszahlen mit diplomatisch vorsichtigen Verfröhtungen auf Verwendung im preussischen Staatsdienst. Ob, wie Steig einfügt, Adam Müller damals die zu vertretende Politik Hardenbergs mit Mentalreservation, „wie er sie sich dachte wenigstens“, für sich zurecht legte, kann vorläufig nicht nachgewiesen werden. Schon daraus ergäbe sich ein großes Mißtrauen gegen Adam Müller. Steig wünscht aber eigentlich Müller in einem sehr guten Lichte erscheinen zu lassen, während sowohl Wilbrandt wie Brahm Adam Müller als Kleists bösen Engel betrachtet wissen wollen. Tatsächlich mußte er schon in dem 41. Abendblatt einen Aufsatz zu bringen, der „die stärksten Vorwürfe gegen Hardenberg als Geseßgeber“ enthielt, und der Zeitung und damit Kleist, der für seinen Posten 800 Thaler bezog, zum Verderben wurde. Dem hieraus hervorgehenden, weniger von Kleist als von seinen Mitarbeitern (sowohl den Regierungsfeindlichen wie den Mitgliedern der Regierung) geführten Kampfe ist seiner Wichtigkeit entsprechend ein breiter Raum gewidmet. Leider ist die Darstellung auch hier nicht geeignet, uns volle Klarheit zu verschaffen. Nur eins ist ersichtlich, nämlich daß Kleist beiden Parteien sein Blatt zur Verfügung stellt, daß er anfänglich in Sympathie mit Müller auf diesem wie auf jedem anderen Gebiete guten Einfluß auf sein Volk zu gewinnen hofft. In diesem oft zwischen den Zeilen versteckten Kriege sucht Kleist den ewigen Plackereien mit der Zensur anfänglich durch freiwilligen Widerruf antöhriger Veröffentlichungen auszuweichen. Dann nimmt er Gegenartikel auf, die seinem Freundeskreise „als unpatriotisch und feig“ erscheinen mußten, und wehrt sich schließlich bis zur Verzweiflung gegen das Zwangsverbot jeden Politisirens in den Blättern. Nach heftigen, ungerechten Privatausfällen muß er demüthig um Entschuldigung bitten, kann aber auch dadurch keine Gnade finden und sinkt in Wirkung dieses Verbots zu immer oberflächlicherer, erniedrigender Klatsch- und Reporter-Thätigkeit herab. Das entspricht der alten Anschauung über diese Angelegenheit, neu ist nur die Fülle des Materials und die sichere Charakterlosigkeit Hardenbergs gegen Kleist.

Die gänzlich unbegründete Hochachtung, die man im allgemeinen vor diesem Schädling der preussischen Monarchie hegt, war bisher die Ursache, daß man Kleists ganz bestimmt verfochtene Anschauung, als habe ihm der

Minister offizielle Unterstützung der Abendblätter mündlich zugejagt, für eine aus Noth und dichterischer Phantasie entsprungene Uebertreibung ansah.

Steig bringt die Zusagen, die Kleist schriftlich gegeben wurden, im Abdruck. Danach erklärte Kaumer, er habe von Hardenberg gesagt: „Daß Se. Excellenz, sobald der Charakter der Abendblätter sich als tüchtig bewähre, für dasselbe, wie für alles Nützliche im Staate, wohl gern etwas thun würde“ und Hardenberg räumte ein, zu Kleist geäußert zu haben: „Daß der Staat verdienstvolle Schriftsteller, wenn es seine Kräfte erlauben, gern unterstützen würde.“ Selbst wenn man annimmt, daß Hardenberg bei seiner Kleist gewährten Audienz nicht mehr versprochen hat, so genügt seine schriftlich gegebene Zusage gegenüber einem Edelmann, der, wie er wußte, bettelarm war und auf jedes günstige Wort wie auf eine Brotpende lauerte, um dessen Anspruch auf pekuniäre oder seelische Unterstützung seines Blattes als berechtigt erscheinen zu lassen. Sehr gut bemerkt dazu Steig: „Wäre er (Kleist) den Absichten der Staatskanzlei zugänglich gewesen, er hätte sich wahrlich geachtet oder verachtet von Hardenberg seinen Lohn bestimmen können.“ (S. 83.)

Als der eigentliche Chefredakteur des Blattes erscheint die Zensurbehörde.

Zu den Leiden, die sie Kleist bereitete, kamen Widerwärtigkeiten mit Konkurrenzzeitungen, kamen auch Mißheiligkeiten mit den eigenen Mitarbeitern wie Brentano, vor allem mit dem Theater und den ungünstig kritisirten Künstlern und Malern.

Besonders den Theaterwesen und den Freibundmächtigen Pflands widmet Steig ausführliche Kapitel, die ebenfalls überall, wo von künstlerischer Belegung und plastischer Charakterisirung abgesehen werden kann, einen hochinteressanten Beitrag zu damaligen Zuständen geben. Kleist mußte nicht nur erleben, daß Pfland ihm seine Stücke abwieß, dafür solche, wie „das weiße Rössel“ und noch elendere Schmarz Tag für Tag gab, weil sie „Kasse“ machten, sondern er sah sich durch Pfland-Hardenberg sogar um die Erlaubniß gebracht, in seinem Blatte Theaterartikel zu veröffentlichen. Ein Berliner Blatt ohne politische und Theater-Artikel! Es blieb also nur die Kunst, Schule und Erziehung, Anekdote, Epigramm und vor allem der Klatsch.

Mit unermüdlichem Fleiß geht Steig jeder dieser Thätigkeiten, jeder Spur Kleists nach.

Nicht jeder Leser wird diese minutiöse kritische Methode für berechtigt halten. Beim Druck etlicher Vorstudien für eine künftige Kleist-Ausgabe handelt es sich nur um die größere oder geringere Opferfreudigkeit des Verlegers. Viel gewinnen wird Niemand dadurch, wenn jede Notiz, die Kleist umgeschrieben hat, seinen Parerga beigelegt wird. Die Wichtigkeit, die Hr. Dr. Steig seinen ausgewickelten Funden beilegt, ist bezeichnend für die gewiß achtbare Begeisterung, die er seinem Gegenstande zubringt, aber leider trübt diese Begeisterung die Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. Aus ihr entspringt dann die Anschauung, das Kleists Berliner Jahre — die nun gerade von Hrn. Steig bearbeitet sind — die reifsten und arbeitsvollsten sind.

Ich wage den Zweifel, ob Kleist die rastlose, wenn auch oft erfolglose oder im Erfolg vernichtete Arbeit vorhergehender Jahre nicht selbst arbeitsvoller empfunden hat, als diejenige am Redaktionspult der Zeitung oder am Redaktionspult seiner Buchausgabe. Ueber die Reife einer Frucht ist diese selbst entscheidend.

Kleist aber hat in seiner ganzen Berliner Zeit nicht einmal einen politischen Artikel geschrieben. (pag. 119.) Steig meint, daß sich Kleists künstlerisches Gefühl überhaupt dagegen gesträubt habe, rein politische Artikel zu schreiben. (pag. 65.) Diese an sich richtige Fassung wirkt dadurch irreführend, daß ein Zusatz fehlt, in dem auf die vor dem Berliner Aufenthalt verfaßten politischen Schriften verwiesen wird. Wer hinderte ihn später, eine solche Schrift zu verfassen, wenn er gegen die geschlossene Form des Artikels gewesen wäre? Warum ist der Katechismus der Deutschen vor dem Berliner Aufenthalt geschrieben? Warum verstummt